



Der Germanist und Theologe Fritz Fenzl (oben) beschäftigt sich mit magischen Orten in München und Bayern. Mit Skepsis betrachtet er das Phänomen des „Schreckenstourismus“, etwa zu der verfallenen Villa des Malers Gabriel von Max am Ostufer des Starnberger Sees (großes Bild). Eintauchen in die Vergangenheit kann man noch heute im Müller'schen Volksbad (unten).

FOTOS: STEPHAN RUMPF, RAPHAEL LICHIUS, ACHIM FRANK SCHMIDT



Das Barockengel kämpft aus gutem Grund mit abgewandtem Kopf (o.). Fotograf Achim Frank Schmidt im Kabinettgarten (u.).

FOTOS: RAPHAEL LICHIUS, STEPHAN RUMPF

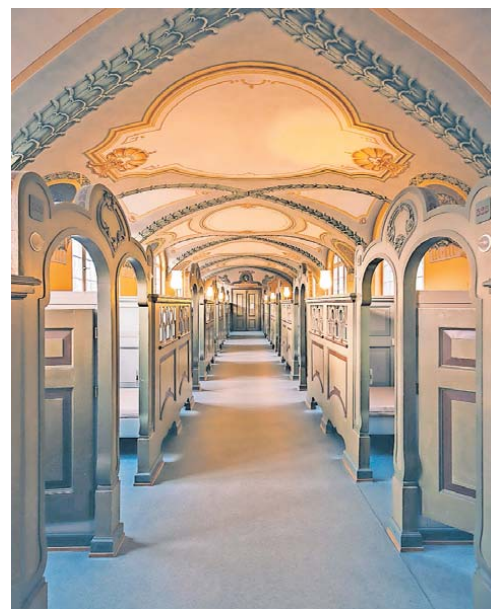


KOMPASS

Mystische Orte

Ob spannende Historie oder vergessene „Lost Places“: Das Interesse an außergewöhnlichen Räumen und ihren Geschichten boomt – mitsamt den Schattenseiten des „Dark Tourismus“. Ein Autor und ein Fotograf berichten von Erfahrungen mit ganz besonderen Plätzen in München und Bayern

Von Barbara Hordych



Seit vor einhalb Jahren Fritz Fenzls Buch „Das Buch der unheimlichen Orte in Bayern. Mystische Plätze und ihre Geschichten“ (Verlag J. Berg) erschien, entwickelte es sich mit fünf Auflagen zu seinem persönlichen Bestseller. Und das will etwas heißen bei einem Autor von über sechzig Büchern. Fenzl ist Turmschreiber, erhielt den Bayerischen Poetentaler, leitete knapp zehn Jahre das Literaturarchiv Monacensia. Aber auch und recht eigentlich ist der 70-Jährige promovierte Germanist und Theologe von ganzem Herzen Vermittler: Für Deutsch und katholische Religion am Gymnasium sowie als Experte für kultige Kraft-Orte, so genannte „magische Orte“ in München und Bayern. Über die schreibt er nicht nur, zu diesen bietet er auch Touren an, in Eigenregie oder in Zusammenarbeit mit der Volkshochschule. „Über die Bezeichnung ‚unheimliche‘ Orte von Seiten des Verlags war ich seinerzeit nicht ganz glücklich. Eigentlich handelt es sich um die Mythen und Geschichten über versteckte, geheimnisvolle Plätze. Sowieso interessieren mich viel mehr die mit positiver Lebensenergie aufgeladenen Orte, die ich ‚Überlebens-Orte‘ nenne“, erzählt Frank bei einem Treffen im November – zielschießend hat er eine sonnenumstrahlte Bank im Hofgarten angesteuert.

Worauf gründet sich in seinen Augen das boomende Interesse gerade an den sogenannten „Lost Places“, verlassenen Orten? „Wie auch die zahlreichen Mystery-Serien zeigen, fungiert das für viele Menschen offensichtlich als Ersatzreligion. Da zu beförderte der ‚Daheim-Tourismus‘ in der Pandemie diesen Hype“, sagt Fenzl. Sehr skeptisch steht er dem florierenden „Dark Tourismus“, dem Schreckenstourismus zu diesen Anti-Orten gegenüber. „Den will ich nicht befördern, in diese Schubladengehöre ich nicht“, betont Fenzl. Ein Lost Place in Spitzenlage am Ostufer des Starnberger Sees ist etwa die verfallene

ne Villa des Münchner Malerfürsten Gabriel von Max, in der Experimente und spiritistische Sitzungen veranstaltet wurden. Die „Gespenster“-Villa steht in Kontrast zu den gepflegten Nachbarvillen. Deren Bewohner seien natürlich nicht begeistert von nächtlichen Besuchern, die dort in jüngerer Zeit in schwarzen Kleidern mit Kerzen auftauchten. Ähnlich ergeht es den Nachbarn des ehemaligen Wiedemann-Sanatoriums in Ambach, die schon mehrmals die Polizei zu Einsätzen riefen. „Schaulustige in der Geisterklinik“, berichtete im vergangenen Jahr die SZ.

Fenzl hält es dagegen lieber mit den „Magischen Glücks-Orten“. Was genau er darunter versteht? „Ich bin ja studierter Theologe. Und da habe ich über die Jahrzehnte festgestellt, dass auch in den Kirchen seit jeher sehr wohl ein Wissen darüber existiert, wo man am Besten Gotteshäuser und Altarstellen errichtet. Eben dort, wo Wasseradern verlaufen, die Landschaft besonders schön ist oder auch schon vorchristliche Kultorte existierten.“

Auch der Daheim-Tourismus befördert den Dark-Tourismus – der wird zur Ersatzreligion

Dass sich etwa um den Turm des Alten Peter Sagen vom Teufel ranken, ist in seinen Augen alles andere als ein Zufall. Der Alte Peter stehe auf unterirdischen Wasserläufen. Das führte dazu, dass in dem hohen Turm im Mittelalter besonders oft Blitze einschlugen – was der Sage nach dem Wüten des Teufels zugeschrieben wurde.

Aber zurück zur positiven Energie, die er gerne aufspürt bei seinen Touren, etwa zu einem seiner persönlichen Lieblingsorte, dem Klanggarten Maria Eich. Um glückliches Eingreifen magischer Kräfte geht es auch bei seiner „Engels-Tour“ am 12. Dezember. Die beginnt bei der Mariensäule

mit den vier „Kampfputten“. „Das sind hoch gerüstete Barockengel, die wild entschlossen gegen vier mythologische Wesen, die Allegorien des Bösen, kämpfen.“

Um dem bösen Blick des Drachen-Hahn-Mischwesens zu entgehen, kämpfe das Engerl, das ihm mit Schwert und Schild entgegengetrete, mit abgewandtem Gesicht. „Ich bin so oft hier gewesen, aber das ist mir noch nie aufgefallen“, hört Fenzl immer wieder bei seinen Touren. Die sind meist rasch ausgebrochen, was nicht zuletzt mit seiner humorvollen Erzählweise zusammenhängen dürfte, die seine Geschichten so anziehend macht. Nicht von ungefähr war er immer Vertrauenslehrer an den Schulen, an denen er unterrichtete, „nur mit den Autoritäten habe ich es nie so gehabt“, schmünzelt Fenzl.

Und gleich nebenan, beim Fischbrunnen, der zuvor als „Spiegelbrunnen“ bekannt war, gebe es eine schöne Sage darüber, wie das „Böse“ ausgetrickst wurde. „Angeblich wollte einst ein Baselisk im Brunnenschacht. Und wenn sich jemand über den Brunnen beugte, um Wasser zu schöpfen und das Pech hatte, dem Untier in die Augen zu blicken, war er tot“. Bis die Stadtväter auf die Idee kamen, einen Spiegel über den Brunnen zu halten. Das Höllewesen blickte in seine eigenen Augen – und tötete sich selbst. „Eine schöne Metapher dafür, dass das Böse sich nie selbst als solches sehen und erkennen will.“

Außergewöhnliche Räume mit ebensolchen Geschichten enthält auch der gerade im Volk Verlag erschienene Bildband „Münchens magische Mauern“. Inwiefern sind diese Mauern magisch? „Weil wir uns vorstellen, was sie uns zu erzählen hätten über das, was sie in mehreren Jahrzehnten und Jahrhunderten gesehen haben“, erläutert der Fotograf Achim Frank Schmidt bei einem Treffen im Kabinettsgarten – der selbst ein kleiner Geheimtipp ist. Um den Mauern eine Stimme zu verleihen, haben

er und seine Mitstreiter Tim Brüggmann und Kathrin Braun sich Protagonisten gesucht, die an ihrer Statt erzählen.

Im Müller'schen Volksbad ist das Erich Kühberger, der seit 23 Jahren im Bad tätig ist und dort seit acht Jahren als Betriebsleiter die Verantwortung trägt – für die Technik, das Programm und für die Gäste. „Zwischendurch hat ihn sein Arbeitgeber, die Stadtwerke München, ins Michaelbad versetzt. Während dieser Zeit hat er alles versucht, um sich wieder zurückversetzen zu lassen, was ihm schließlich auch gelungen ist“, erzählt Schmidt. Besondere Orte ließen einen eben nicht los.

Den Mauern eine Stimme verleihen: In der Pathologie erzählt der Oberpräparator

Eine eher gruselige und nur bedingt öffentlich zugängliche Stätte ist das Pathologische Institut der Klinik Schwabing. Dort gibt ein Protagonist Auskunft, der seit Jahrzehnten an diesem Ort gewissermaßen sein Leben dem Tod widmete. „Alfred Riepertinger war schon als Zivildienstleistender in der Pathologie und hat sich in knapp 50 Jahren bis zum Oberpräparator hochgearbeitet“, sagt Schmidt. Interessant fand er den Pragmatismus, gepaart mit Humor, mit dem der Leichenpräparator seine Arbeit betrachte. „Der letzte Wagen ist immer ein Kombi“, laute Riepertingers Lieblingssatz zur Fahrt mit dem Leichenwagen. Wie erklärt er sich diesen speziellen Blick auf den Tod? „Bis zu seiner Pensionierung erlebte er täglich, dass das Ende des Körpers in der Pathologie nicht das Ende des jeweiligen Menschen bedeutet“, überlegt Schmidt. Sei es Buddhismus oder griechischer Mystizismus – der Leichenpräparator glaube an ein Leben nach dem Tod.

Besonders fasziniert den Fotograf der Wandel. Ein Wandel, wie ihn vergessene Or-

te wie das Heizkraftwerk Aubing durchlaufen haben, das nun zum Kulturzentrum Bergson umgewandelt wird. Oder die Industriebrache Diamant AG in Allach, auf deren 80 000 Quadratmeter großen Gelände der Lebensmittelersteller einst seinen Exportschlag Backmalzextrakt produzierte. Über sie berichtet der rheinische Unternehmer Matthias Mertmann, der das Maschinen- und „Kesselhaus“ von 1916 aus dem Dornröschenschlaf weckte und seit 2010 in ein neues Nutzungskonzept überführte. Dort, wo früher Turbinen und Generatoren röhren, gibt es nun Büro- und Produktionsstätten sowie die private Wohnung der „Retter vom Rhein“.

Bereits seit 300 Jahren überwallt der Prunk der Asamkirche. „Die würde man heute als ‚Showroom‘ der Gebrüder Asam bezeichnen; ihre ganz persönliche Visitenkarte, mit der sie Kirchenfürsten und potentiellen Auftraggebern zeigen konnten, was sie drauf hatten, als Maler und Bildhauer“, sagt Schmidt. Darüber berichtet als Ortskundiger Alexander Heisig, Fachreferent für Zeitgenössische Kunst und Kirche am Erzbischöflichen Ordinariat in München.

An welchem der 26 Orte hat er denn so etwas wie einen „genius loci“ gespürt, ganz unabhängig von dem, was ihm jemand dazu erzählt? Schmidt überlegt. Dann sagt er. Die Ost-West-Friedenskirche von Väterchen Timofei am Rande des Olympiaparks. Obwohl sie so improvisiert und unpräzisionsausschaut, die Decke aus silbernem Staniolpapier geklebt ist. „Trotzdem sei es ein Wunder, dass sie überhaupt noch existiere. Die Kirche sollte im Vorfeld der Olympischen Spiele abgerissen werden, um eine Pferderennbahn zu errichten. „Aber sie erwies sich als hartnäckig und blieb.“ Obwohl sich alles um sie herum veränderte in den darauffolgenden Jahren. „Man spürt dort einfach, dass es ein friedlicher Ort ist“, so Schmidt. Besser könne er es nicht erklären.